



ORIENTIERUNG

Nr. 19 51. Jahrgang Zürich, 15. Oktober 1987



Mario von Galli (1904-1987)

IN MEMORIAM

Mario von Galli (20.10.1904-28.9.1987): Ansprache an der Trauerfeier in der Franziskuskirche Zürich-Wollishofen am 2. Oktober 1987 von *Ludwig Kaufmann*.

SÜDAFRIKA

Apartheid bedeutet gefrorenes Bewußtsein: «Fakten», wie sie in offiziellen Verlautbarungen genannt werden - Schwarze, die gegen Schwarze kämpfen - «Reformen» der Regierung zielen nicht auf Aufhebung der Apartheid - Departementalisierung von Menschen verschiedener Rassen zeigt sich in den vier Wohnarten, die den Schwarzen zugeteilt werden - Warum der Begriff «Reservat» zutrifft - Kampf der schwarzen Mehrheit richtet sich nicht gegen die Weißen, sondern gegen die Apartheid - Situation der medizinischen Versorgung - Angewiesen auf alternative Ärzteorganisationen vor Ort - Die Position regierungskritischer weißer Schriftsteller - Von der subversiven Kraft der Lyrik.

Rupert Neudeck, Troisdorf bei Köln

PHILIPPINEN

Low Intensity Conflict: Augenschein auf Mindanao - Vigilanten sind bewaffnete rechtsradikale Gruppen - Antikommunistische Mentalität und religiöser Fanatismus - Unterstützt durch regionale Militärkommandanten und Provinzgouverneure - Bericht einer US-amerikanischen Menschenrechtskommission - Verfolgt werden Christen aus Basisgemeinden, engagierte Ordensleute, Priester und Bischöfe - Strategie des «Low Intensity Conflict» - Im Zusammenhang mit der Kriegserklärung der Präsidentin Aquino an die Nationale Demokratische Front zu sehen - Privilegien der Mächtigen und Reichen sollen aufrechterhalten werden.

Edmund Arens, Frankfurt

BISCHOFSSYNODE

Zwischenbericht vom 7. Oktober 1987: Von der Synodendiskussion ausgesperrte Berichterstatter - Geschäftsordnung entmachtet frei gewählten Synodenrat - Bedürfnis der Gläubigen als Norm? - Von vornherein verdrängte Themen - Weiterhin wirksame Folgen eines dualistischen Wirklichkeitsverständnisses.

Ludwig Kaufmann, z. Z. Rom

Zum Gedenken

Ansprache an der Trauerfeier für Mario von Galli, gehalten in der Franziskuskirche Zürich-Wollishofen am 2. Oktober 1987 von Ludwig Kaufmann. Voraus gingen die Lesungen von Jeremia 20,7.9 und Lukas 12, 35-40. 54-57.

WIR SIND BEISAMMEN, UM ZU danken. Eucharistie feiern heißt, den Dank feiern. Wir hier wollen danken für das reiche Leben von *Mario von Galli*. Danken und dankend gedenken heißt zunächst einmal, Erinnerungen zusammentragen wie jetzt im Herbst einen Korb voll Früchte, dazu – warum nicht – eine Handvoll Nüsse. Da gälte es in der Tat von mancherlei Bäumen zu pflücken, aufzuschichten und dann, vor dem Kosten, zu schälen und vielleicht aufzuschneiden, und da wäre auch manches zusammenzupressen und aufzuknacken.

Der Reichtum dieses Lebens ist aber so groß, der Eindrücke sind eine solche Fülle, daß es mir sehr willkürlich vorkommt, hier ordnend hineinzugreifen, zu strukturieren, wie man sagt. Ja es kommt mir geradezu gewalttätig vor – wie wenn einer in einen schönen Mischwald, um nicht zu sagen in einen Urwald, Schneisen schlagen wollte.

Andererseits setzt sich die Geschichte dieses Lebens aus so vielen Geschichten zusammen, daß ich, wenn ich nun selber zu erzählen beginne, fürchten muß, an kein Ende zu kommen. Ich stelle deshalb sozusagen hier den leeren Korb vor Sie alle hin, lasse aus meinen Erinnerungen und Eindrücken dies und das hineinfallen und hoffe, daß Sie aus Ihrer Erinnerung das je eigene hinzufügen und assoziieren. Oder, um das Bild zu ändern: Ich nehme aus den vielen Wollknäueln ein paar Fäden auf und lade sie ein, jede und jeden von Ihnen, damit weiterzuweben und so Ihr Bild von Mario, vielleicht durch diese Stunde etwas anreichert, deutlicher herauszuarbeiten – sein Bild, das Sie dann so oder so aus einem bunten Teppich von Vorgängen und Ereignissen, von Geschehen und Geschichte, von kleinsten Beobachtungen des Alltags und von großen Durchblicken durch die Zeiten, ja von Visionen der Zukunft anblicken wird.

I.

FÜR MICH ALS JUNGEN Zürcher Kantonsschüler war Mario von Galli, als er nach der Mitte der dreißiger Jahre in unserer Pfarrei St. Anton, drüben am rechten Ufer, zu Vorträgen in der Unterkirche und zu Predigten in der großen Hallenkirche auftrat, ein *neuer Klang*. Wir konnten in Zürich manch großen, auch ausländischen Prediger hören: etwa die Fastenpredigten des Franziskanerpaters Dionys, Domprediger von Köln, oder die Adventsvorträge von Kaplan Fahsel aus Berlin. Beide waren rhetorisch imponierend und brillant, aber beide blieben mir irgendwie fremd. Da war andererseits jeden Sonntag in Liebfrauen und an Winterabenden in der Katholischen Volkshochschule am Hirschengraben Dr. Richard Gutzwiller mit seinen Antithesen-Predigten und seinen Bibelvorträgen: Er verkörperte für uns das, was man damals in einer Beilage der katholischen Zeitung, in die er regelmäßig schrieb, «Christliche Kultur» nannte. Ich verdanke ihm mit vielen andern Zürchern ungemein viel. Aber obwohl ich ihn sehr viel häufiger sah und er mich viel persönlicher kannte, blieb bei mir ein Gefühl von Distanz und Respekt, ja fast von Furcht vor so viel Überlegenheit.

Pater Galli war ein neuer Klang, ein warmer Klang, ein Klang der froh machte, der Nähe und Freundschaft stiftete. Manche werden nun sogleich aufbegehren, aber das ist doch nicht der Galli, wie wir ihn erlebt haben, der Galli, der mit seiner gewaltigen Stimme die Massen aufrief, der die weiten Plätze von Berlin und Stuttgart erfüllte, der an den großen Katholikentagen von 1952 und 1964 die Hauptrede hielt und dann auch noch in Essen 1968. Dort allerdings war die Lautsprecheranlage so schlimm, ich erinnere mich mit Schrecken, daß seine Stimme

sich, je wo man stand, verdoppelte, daß sie ihm selber entgegenschlug, und es für ihn zum Verzweifeln war; ein Vorgeschmack von Hölle, wie ich Sie mir vorstellen könnte: eine leere Halle, in der einem die eigene Stimme ständig entgegendöhnt.

Ja, ich gebe zu, diese kräftige Stimme, die seine erste natürliche Gabe war, konnte manchmal schreien und brüllen, sie konnte aber auch ganz leise und fast zärtlich familiär werden. Dann hatte sie dieses besondere Timbre, in dem wohl seine verschiedenen Heimaten zusammenklangen: von Meran, wo der Papa in der KK-Zeit im Hauptmannshaus der zweithöchste Beamte war; von Bregenz, wohin die Familie mit den fünf Kindern nach dem Ersten Weltkrieg zog, von den Tanten auf der Meersburg, wohin Mario mit seinem Bruder Hans radelte, von der Stella in Feldkirch, wo er sein Abitur machte und, wer weiß, vielleicht auch noch vom Germanikum in Rom, wo er mit dem Studium begann, und von Tisis, wo er mit Süddeutschen und Schweizern das Noviziat der Jesuiten hinter sich brachte.

Bei uns zu Hause an der Scheideggstraße haben wir in diesen letzten Tagen – zwischen Tod und Begräbnis – zwei Bänder abgehört, wie Mario gesprochen hat: einen Erzählabend im Kreis von Verwandten und eine Primizpredigt von 1967 für Pater Hotz. Durch alle Modulationen der Stimme hindurch gab es da Momente, wo er nach so manchen emphatischen, herausfordernden und radikalen Formulierungen ganz einfach und alltagsnah wurde, wo er jeden, auch den ganz versteckten in der hintersten Bank ansprach, um ihm einen kleinen und kleinsten Schritt naheulegen, den er auch wirklich nachvollziehen konnte, um dann mit schlichter, frohmachender Stimme zu schließen: «Und wenn auch nur dieses Wenige geschieht, dann war dies für uns alle ein schöner Tag.»

II.

ZUR STIMME, DIE natürlich auch für den Hörfunk entscheidend war – weiß Gott, wie oft Mario am Radio in ganz Deutschland und auch in Österreich zu hören war –, kamen die *Gesten*, die Art des Auftretens. Ich habe schon gesagt, daß wir in Zürich, seinerzeit in meiner Jugend, noch andere geistliche Redner kannten. Aus der Innerschweiz kamen in unsere Pfarrei gelegentlich ein Benediktiner von Engelberg und ein Dominikaner aus Luzern. Der eine wirkte auf mich durch seine große und edle Gestalt, der andere durch einen dramatischen Gestus: Auf dem Höhepunkt seiner Predigt riß er nämlich den wallenden schwarzen Überwurf auseinander, so daß der blendend weiße Ordenshabit sichtbar wurde. Galli hingegen trat, was Kleidung und Gestalt betraf, ganz unscheinbar auf; ja es gibt die Anekdote, wie er vor seiner großen Katholikentagsrede in Stuttgart von Kardinal Döpfner gesucht und schließlich, auf der untersten Stufe des hohen Podiums sitzend, gefunden wird – die Sandalen an den Füßen und die Unschuldsmiene des Selbstverständlichen auf dem Gesicht, als ob er sagen wollte: «Darf ich nicht, bis ich an die Reihe komme, einer unter den vielen sein?»

Sein Auftreten wirkte ungemein jugendlich und lebhaft, nie war es von jenem feierlichen und ernststen Pathos, das wir von anderen Berühmtheiten kannten. Galli kam nicht daher wie seine eigene Prozession, und er stand nicht da wie ein ehrfurchtsgebietendes Monument. Wenn er anfang, wirkte er zunächst oft eher verlegen, darin vergleichbar seinem Freund Karl Rahner, der jeweils am Anfang ebenfalls den Eindruck erwecken konnte, er wisse nicht, was zum angekündigten Thema zu sagen wäre. Ich erinnere mich zum Beispiel, wie ich Pater Galli in den fünfziger Jahren zu einem Treffen von Jugendseelsorgern eingeladen hatte. Er begann damit, der Gesprächsrunde zu schildern, wie er in der Nacht zuvor nicht weniger als 17 Dispositionen für den Vortrag gemacht habe, und daß ihn keine befriedigte. – Aber, wie immer Galli eine Rede anfangen mochte, nach ein paar Sätzen ging es los, und schon bald hämmerte er mit den Fäusten an die Saal- oder Kirchenwand, daß mancher Pfarrer Angst bekommen mochte, ob da nicht etwas abbröck-

le. Und natürlich sollte sehr viel abbröckeln von allem möglichen Firlefanz an der Kirche, über den er dann noch und noch sprach, und von dem hohlen Stuck, den er abklopfte. So etwa, wenn er vom Vatikan, von der päpstlichen Kurie sagte: «Der Hof muß weg», und wenn er auf das Echte, das Evangeliumsgemäße drang, das nun endlich freizulegen sei.

GAB ES ALSO DEN Galli der geballten Fäuste – ein Bild, das weite Verbreitung fand –, gab es den Galli, der etwas durchboxen konnte, besonders, wenn er sich für jemand persönlich einsetzte (ich habe das selber erfahren, wie er mich als Berichterstatter gegen bürokratische Einwände der damaligen Ordenskurie ans Konzil brachte) –, wenn es also diesen Galli mit den Fäusten gab, so gab es auch den andern: den Mario von Galli, den Mann der durch die Familie eingepflanzten «Contenance», dem alles Getue zuwider war, der durchaus wußte, was sich gehört und was man Takt nennt. Er war kein Revolutionär um jeden Preis, er schlug nicht wild um sich. Er betrachtete vieles als Gegebenheit, als etwas, das man hinzunehmen habe und über das man großzügig hinwegsehen sollte. Es war eben diese Haltung zugleich die der *Noblesse*, italienisch Cortesia. Darin fand er die Wurzel der Armutshaltung des heiligen *Franz von Assisi*, in dessen Kirche wir hier sind, wo er ja auch nach der Neugestaltung gepredigt hat. Über Franziskus entdeckte er die Noblesse als Eigenschaft Gottes, ja so schrieb er am Schluß seines Franziskusbuches, für Franz sei Gottes Eigenschaft dem Menschen gegenüber «Noblesse und nichts als Noblesse», und so sei auch vom Menschen nur *eine* Antwort möglich: Noblesse gegen Noblesse. Galli fand das beim heiligen Franz; aber er fand es, weil es auch selber in ihm war. Es verband sich bei ihm mit einer gewissen heiteren Gelassenheit: «So läuft das eben», sagte er dann, «so geht das Spielchen» – und er hatte sehr viel Verständnis für – sagen wir es umfassend – mediterrane Lebensart.

Aus seiner Haltung der «Contenance» floß eine durchaus redliche Ergebnisheit, französisch «d^éf^érence». Ein Foto zeigt ihn, wie er dem Mitbruder, dem Kardinal Bea, den Ring küßt, und ein anderes Foto, wie er sich von Erzbischof Helder C^ámara umarmen läßt. Von Galli hieß es, er liebe es, wie ein Clocharde herumzulaufen – er trug noch als 80jähriger Bluejeans –, aber derselbe Galli konnte sich durchaus und ohne verlegen zu werden in hohen und höchsten Kreisen bewegen. Als er eines Tages in einem Vortrag äußerte, dem Papst sollte eigentlich ein Hofnarr beigegeben werden, schrieb ein Berichterstatter prompt, daß sich doch Galli selber bestens für diese Rolle eignen würde.

Für diese Rolle: Klar, daß Galli ein glänzender Schauspieler war, klar, daß er manchmal unverhofft von diesem seinem Talent wie weggerissen wurde, aber ebenso klar, daß er das auch abstreifen konnte, sooft er selber nicht bloß spielte, sondern vor allem – suchte: einen Weg suchte für sich und andere, oder, wie er gelegentlich sagte, sich mit den Suchenden auf den Weg machte.

Ich könnte jetzt bei dieser Formulierung innehalten, denn sie findet sich u. a. in einem Protokoll über die Aufgabe der Zeitschrift «Orientierung», wie Galli sie definierte. Aber wir sind jetzt beim redenden, nicht beim schreibenden Galli, und es ließe sich wohl zeigen, daß er zum Schreiben eher aus Not kam, daß er auch im Schreiben den Redegestus bewahrte, weil seine erste Berufung das Reden war. Ein Anzeichen dafür ist, neben Stimme und Gestik, die Aussagekraft seiner Gesichtszüge.

AUCH EIN GESICHT sei «ein Text», hat einmal einer gesagt, «eine Hieroglyphe mit heiligen und unheiligen Zeichen, nur schwer oder kaum oder gar nicht zu entziffern, immerhin ein Text, aus dem die Vergangenheit spricht, das gelebte und das ungelebte Leben und die Zukunft, sei es in Erwartung des Todes oder in Erwartung des tätigen Lebens». Mario von Galli hatte nicht nur vielerlei Gesichter, die in so und so vielen Schnappschüssen für eine staunende oder belustigte Nachwelt festgehalten wurden. Sein Gesicht war zu jeder

Zeit eine ganze Landschaft mit Höhen und Tiefen, ja mit Gebirgen und Schluchten, aber eine Landschaft in ständiger Bewegung, so wie die Psalmen die Schöpfung schildern. (Sie schildern sie ja, als ob sich jetzt, gerade jetzt das trockene Land aus dem Meer erhebe.)

Ich will hier aber wahrhaftig nicht versuchen, Mario von Gallis Physiognomie wie einen kleinen Kosmos zu schildern. Ich denke, den meisten von Ihnen ist sein Gesicht noch in Erinnerung: Millionen haben es seit den Tagen des Konzils im Deutschen und Schweizer Fernsehen erblickt, und noch in den späten siebziger Jahren war Galli als Sprecher beim «Wort zum Sonntag» zu sehen. Gehe ich fehl, wenn ich sein Gesicht zuallererst ein munteres nenne? Pater Galli ermunterte zum Glauben und Hoffen, und er konnte das, weil er selber munter war. Niemand wird sich an Mario erinnern, ohne an den Schalk in seinen Mundwinkeln zu denken, an das Frohe, ja Spitzbübische, das immer wieder durchbrach.

Aber ich möchte hier nur von seinen Augen sprechen, den großen, den riesigen Augen. Galli konnte sie zornig rollen, wenn er gegen Verstockung und Verhärtung, gegen Verführung und Verkleisterung loszog. Aber diese Augen konnten auch mit Wunderfizz, mit einer unaufhörlichen Neugier in die Welt gucken. Deshalb wußte Mario von einer halbstündigen Bahnfahrt oft mehr zu erzählen, als gewisse Leute von ihrer Weltreise.

Diese großen, weit geöffneten Augen, die so scharf beobachteten und so kindlich staunen konnten, schauten nicht zuletzt in die Zukunft. Galli blieb nicht fixiert auf den Augenblick, weil er einen Sinn für den Strom der Geschichte hatte: wie alles geworden ist, wie alles im Fließen ist, und wie es deshalb immer wieder weitergeht. Und so, als er sich an seinen Franziskus machte, wollte er nicht nur wissen, «wie es damals war», sondern an Franziskus, wie er wirklich war, wollte er unsere Zukunft messen. Darum heißt der Titel seines Buches «Gelebte Zukunft». Und er packte hinein, was er als die wahre Zukunft der Kirche betrachtete, was das Konzil, das Zweite Vatikanische Konzil, an Zukunftsträchtigem, Weiterführendem in Bewegung gesetzt hatte. Dieses Konzil, das er zusammen mit dem Photographen Bernhard Moosbrugger in einem einzigartigen Bild- und Textband lebendig erhalten wollte, damit es nicht in seinen Dokumenten zum toten Buchstaben erstarre. Dieses Konzil, von dem er drei Grundlinien herausarbeitete, die den Prozeß der Wandlung, der immerwährenden Reform, der fortschreitenden Annäherung an das Evangelium kennzeichnen sollten:

- vom rechtlichen zum lebendigen Sein,
- von der Verteidigung zum Dialog,
- vom starren Begriff zum geschichtlichen Fluß.

ICH GLAUBE NICHT, daß Galli meinte, damit schon alles gesagt zu haben, was es nach seiner Intuition und seinem Glaubenssinn mit dem Konzil auf sich hatte. Aber ich glaube, er hat damit das *Prophetische* herausgearbeitet, wie es Johannes XXIII. bei der Eröffnung auf seine Weise formulierte, das Prophetische auch, wie Galli es bei Helder C^ámara und einer Gruppe von Bischöfen fand, die er bald die «Katakombengruppe», bald die «Gruppe der Propheten» nannte.

Wenn wir zusammen mit Galli damals den Eindruck gewannen, Papst Johannes habe das Recht der Prophetie in der Kirche wieder hergestellt, so meinten wir damit nicht ein Recht zur Zukunftsprognose und zur Weissagung kommender Ereignisse –, vielmehr ein Reden ins Heute, eine Wahrnehmung des Heute als dem Kairos Gottes, als Angebot, als Chance für das Evangelium, als Zeichen der Zeit, als Herausforderung, die neue Antworten erheischt. Von Mario dürfen wir auch hier sagen: Er hätte nicht bei andern das Prophetische aufgespürt, hätte es nicht in ihm selber gesteckt, wäre es ihm nicht irgendwie kongenial gewesen.

Aber je älter er wurde, hat ihn auch die *Gefährdung des Propheten* beschäftigt.

Zunächst sah er die Gefährdung des erfolgreichen Propheten überhaupt: den Moment, wo die Zuhörer an ihm hängen, wo er mit ihnen machen kann, was er will, wo er sie manipulieren kann, wo er von ihnen in seinen eigenen Sog gezogen wird, wo er zum Demagogen wird. Galli hat es in einem Interview mit Reinhold Iblacker offen bekannt, wie ihm diese Versuchung bewußt wurde, wie er es an den Reden Hitlers abgehört hat und wie er oft kein anderes Heilmittel dagegen fand, als den Faden kurzerhand abzureißen und, wie er sich ausdrückte, die Rede mit etwas Langweiligem zu beenden.

Aber in seinen letzten Lebenswochen hat Pater Galli noch eine tiefgreifendere Gefährdung des Propheten beschäftigt, ja sie ließ ihn Augenblicke tiefer Verzweiflung erfahren. Er stieß nämlich auf den Text von Jeremia, den wir vorhin gehört haben. Der Anlaß war, daß er sich, wie noch immer auf jeden Sonntag, auf eine Messe vorbereitete, die er in einem kleinen Zimmer unseres Hauses mit engen Freunden feierte. Bei dieser Vorbereitung stieß er auf Jeremia 20,7.9:

«Du hast mich verführt, Jahwe; und ich habe mich verführen lassen ...»

Gerhard von Rad nennt diesen Text eine Konfession. Das Vokabular ist das der Beschwatzung, der Verführung eines Mädchens, ja das der Vergewaltigung:

Apartheid bedeutet gefrorenes Bewußtsein

Südafrika, Jahre vor seiner Enteistung und Befreiung

Nichts ist schwieriger, als «Fakten» zu zitieren. Mit den Fakten fängt die Unsicherheit an. Sage mir, woraus Du zitierst, und ich sage Dir, ob Du betrogen oder informiert bist. Nach der offiziellen Schätzung der Bevölkerungszahlen von 1982 ergibt die Aufstellung der Bevölkerung nach «Rassen» folgende Zahlen:

Schwarze (einschließlich der Schätzungen der sog. unabhängigen Homelands Ciskei (1981), Transkei (1981), Venda (1982) und Bophutathswana (1982): 23 029 000

Weißer (einschließlich aller japanischen, chinesischen Weißen ehrenhalber): 4 672 000

Braune (oder coloured, umfaßt 850 000 Inder oder Asiaten und 271 500 Farbige): 3 568 000

Nehme ich den Jahresbericht der «Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte» (IGFM), die in der Bundesrepublik gern neben «Amnesty International» als anerkannte Menschenrechtsorganisation wirken und gelten möchte, so sehen die «Fakten» so aus:

Territorium: 1 123 226 km². In Wirklichkeit umfaßt das Territorium Südafrikas 1 221 042 km². Woher rührt der Unterschied? Der IGFM-Bericht hält sich an die Sprachregelung der Südafrikanischen Regierung, nach der es vier «unabhängige» Homeland-«Staaten» innerhalb Südafrikas gibt, in die bereits acht Millionen Schwarze deportiert wurden. Das Territorium reduziert sich entsprechend wie auch die Zahl der Einwohner; nach dem IGFM-Bericht leben in Südafrika 23 500 000 Menschen, davon Schwarze 15,2 Mio., Weiße 4,5 Mio., Farbige 2,9 Mio., Asiaten 0,8 Mio. Unter der Rubrik Staats- und Regierungsform steht tatsächlich: «Parlamentarische Republik».

Fakten? Die Regierung gibt bekannt: Es sind unter Bedingungen des Ausnahmezustandes vom Juni 1986 8700 Personen incommunicado inhaftiert worden, die Menschenrechtsorganisationen wie das «Detainees Parents Defense Committee» berichtet aufgrund genauester Informationen und der Aussagen der Angehörigen, die man in den DPDC-Büros im kirchlichen Khotso-Haus in Johannesburg aufnimmt und sammelt, von etwa 30 000 illegal und ohne Klageerhebung Inhaftierten.

Die Regierung nutzt in ihrem letzten Bericht über die innere Sicherheit nur die eine spektakuläre Propagandistik aus: Es hat 1986 über 280 Fälle von «necklacing» gegeben, deutsch unter

«Du bist mir zu stark geworden und hast mich überwältigt.»

Jeremia fühlt sich von Gott betrogen. Er gesteht, daß er den Versuch gemacht hat, diesem unerträglichen Dienst zu entlaufen. Aber das ihm eingegebene Wort war wie ein Feuer in seinem Innern. Er wollte es niederhalten, vermochte es aber nicht. Mario hat es beschäftigt, daß und wie Jeremia mit Gott streitet – und daß er keine Antwort bekommt.

Aber noch mehr hat ihn das Schicksal des Jeremia umgetrieben, wie es am Ende des Jeremia-Buches in der sogenannten Barücherzählung berichtet ist. Es heißt dort, daß Jeremia nach Ägypten deportiert wurde und daß er seither verschollen blieb: verschollen, ohne Spuren zu hinterlassen.

Ohne Spuren zu hinterlassen ... Mario hat das zutiefst erschreckt. So scheint mir, ist es uns aufgegeben, jetzt dafür zu sorgen, daß seine Spuren nicht vom Wind verweht oder von der Sonne verblichen werden. Seine Spuren nicht und viele ändern Spuren nicht, Spuren, die von uns eine Erinnerungsarbeit verlangen, eine Erinnerungsarbeit, wie sie ja doch eigentlich der Sinn jeder Eucharistiefeier ist. Ich habe das zu Anfang gesagt und schließe damit. Ich meine, es ist nicht wenig, wenn wir vom Danken zum Gedenken und durch das Gedenken hindurch erst richtig zum Danken gelangen. Es ist nicht wenig, es ist der Sinn dieser Feier. Amen.

der Bezeichnung «Halskrausenmorde» bekannt. «Necklaces», das sind mit Benzin gefüllte oder getränkte Autoreifen, die schwarzen Kollaborateuren um den Hals gehängt werden. Sobald das Benzin brennt, ist das Opfer nicht mehr zu retten, da die beim Verbrennen eines Reifens entstehenden heißen Gase extrem giftig sind und sich das brennende Gummi tief in die Haut einschmilzt. Das ist eine gräßliche Todes- und Mordart, die man nur mit Abscheu verurteilen kann. *Christian Beyers-Naudé*, der südafrikanische Theologe und Bürgerrechtler, hat mir dazu gesagt: Es gibt Schwarze, die gegen Schwarze kämpfen. «Aber wenn man das analysiert, um die Ursachen zu entdecken, dann wissen wir alle, die hier in Südafrika täglich leben, daß es grundsätzlich nicht um Schwarze gegen Schwarze geht, sondern um Unterdrücker gegen Unterdrückte und daß die Regierung diese Spannung zwischen Schwarz gegen Schwarz ausnutzt, um dadurch den Eindruck zu erwecken, daß es im Grund ein Kampf Schwarz gegen Schwarz ist. Es geht dabei hauptsächlich um schwarze Polizisten, die als Vertreter von Regierungsstellen die Apartheidpolitik gegen die schwarze Gesellschaft durchsetzen sollen. Dadurch kommt dann der starke Widerstand, Ablehnung, Warnung und Drohung von den Schwarzen, die sagen: «Ihr seid Verräter an unserer Sache und unserer Befreiung. Die Regierung benutzt die Schwarzen, um sie gegen ihre eigenen Landsleute einzusetzen. Dadurch kommt natürlich diese jahrelang erpreßte Wut nach oben und explodiert zu irgendeiner Zeit. Und wenn sie dann explodiert, geschieht das unkontrolliert.» (Deutschlandfunk; Interview der Woche, 20. September)

Der Haß und die Bitterkeit wirken auf den Besucher, wie ich einer war, noch deprimierender, weil sie allen anderen Anzeichen zum Trotz nicht gemindert auftreten. Die Polizei hat weiterhin die Aufgabe, kräftig zuzulangen und zuzuschlagen, wenn sie irgendeinen Aufruhr gewahr wird. Die kleinen, zaghaften, niemals das Eigentliche der Apartheid in Frage stellenden Reförmchen haben allenfalls die Rassentrennung in eine Klassentrennung umgewandelt. Die Tatsache, daß Kinos, Bars, Hotels, schicke Kaufhäuser in Johannesburg und Pretoria für Schwarze und «Coloured» geöffnet sind, hat doch nicht dazu geführt, daß etwa die Klientel, die Kunden jetzt gemischtrassig auftreten. Die überwältigende Mehrheit der Schwarzen kann

sich den Besuch solcher Stätten gar nicht leisten. Manche Reform geschah nur «just for public relations». Die Aufhebung des Eheverbots zwischen verschiedenen Rassen ist ohne Aufhebung der «Group Area Act», also des Gesetzes, nach dem Schwarze nicht in den Gebieten der Weißen schlafen und wohnen dürfen, nur die Vorspiegelung einer Reform.

Allerdings kann sich die Südafrikanische Regierung wie die entsprechenden glänzend besetzten Botschaften Südafrikas in unseren Ländern auf den positivistischen Sympathiegrund verlassen, mit dem wir «ordentlichen» Erklärungen «ordentlicher» Regierungen immer schon trauen und sie akzeptieren. Deshalb allein konnte ja die Ankündigung der Heiraterlaubnis ohne die Aufhebung der Rassentrennung nicht nur Gelächter, sondern anerkennendes Kopfnicken auslösen.

Die strikte Abtrennung und Departementalisierung von Menschen verschiedener Rassen zeigt sich in vier Wohn- und Überlebensmodalitäten, die den Schwarzen zugeteilt werden. Da gibt es die ländlichen Reservate, die «Mine Compounds» (Bergwerkslager), die auch bei uns in Europa bekannten «Townships», die «Dienstbotenquartiere», dazu kommt, als zwar illegale, aber auf Zeit geduldete Bleibe das «Squatter-Camp».

Warum der Begriff «Reservat» zutrifft

Ländliche Reservate. Das Wort «Reservat» ist vielleicht das verständlichste und signifikante für verschiedene andere, die in der Geschichte Südafrikas gebraucht wurden: «Bantustans», Protektorate, Eingeborenreservate, Homelands und jetzt «unabhängige Homelands». Das Etikett und warum es gebraucht wird, ist nicht unwichtig. «Reservat» ist der sachlich bessere Ausdruck, weil er auf die Abschließung verweist und auf die Tierwelt. Die Einführung der «unabhängigen Homelands» ist ein fauler Trick, denn diese Homelands haben mindestens zwei Geburtsfehler: sie haben kein zusammenhängendes Staatsterritorium, «Bophuthatswana» z. B. besteht aus nicht weniger als sieben Wirr in die Landmasse Südafrikas hingeprenkelten Flecken; zum anderen sind sie finanziell von Südafrika abhängig. 1984 zahlte Südafrika 76,7% des Budgets für Transkei, 82,6% des von Ciskei, 71,5% des von Venda und 42,7% des von Bophuthatswana. Das letzte Homeland hat überraschenderweise ein paar Diamantenminen entdeckt und verfügt über das bigotte Entertainment-Paradies «Sun City», wo auch und gerade weiße Südafrikaner sich unter und mit Schwarzen (z. B. Prostituierten) amüsieren können ...

Robin Cohen, Autor eines instruktiven, sogar noch vorsichtig optimistischen Reports zu Südafrika («Endspiel Südafrika», Rotbuch-Verlag, Berlin 1987), hat herausgestellt, wie sich diese Reservate in Südafrika von allen sonstigen Kolonien unterscheiden. «Die Indianerreservate in den USA und die Territorien der Aborigines in Australien sind ähnliche, von landgierigen Siedlerverwaltungen geschaffene Einrichtungen. Allerdings gibt es einige gravierende Unterschiede. Anders als in Australien und den USA gab es in Südafrika nicht einmal eine Spur von paternalistischer Fürsorge. Die Reservate dienen einzig und allein als Sammelplatz für Arbeitskräfte, die beliebig vom Kapital in die Produktionsschlacht geworfen werden können.»

Wie langsam haben wir (in der Bundesrepublik) den Zwangs- und Diskriminierungscharakter des Apartheidstaates wahrgenommen, wie lange haben wir uns von Betrug und Rassismus einlullen lassen? Ein unscheinbares, signifikantes Beispiel aus meiner geographischen Umgebung: Die Wallfahrtsgemeinde Kevelaer im Niederrheinischen hat schon im Oktober 1957 eine Patenschaft (als Stadt) zu einer Stadt, Gemeinde, Wallfahrtsstation gleichen Namens in Südafrika aufgenommen. In den Unterlagen der Stadt über die Geschichte und Intention dieser Patenschaft, deren 25-Jahr-Jubiläum 1982 gefeiert wurde, heißt es in der offiziellen Darstellung der Stadt u. a.: «Der Kommunismus tut sein Bestes, den Kontinent zu erobern. In

dieser, für die Urbevölkerung Afrikas aufregenden Umwälzung, die den Afrikaner Zeitepochen überspringen läßt, die in Europa sich in Jahrhunderten entwickelten», sei für Patenschaften mit offiziellen Besuchen kein Raum. Mit Aufatmen wird der Mariannahill-Pater Vitalis zitiert: «Die Urvölker Afrikas sind in ihrem Denken und Wesen religiös und somit dem Kommunismus gegenüber sehr ablehnend.»

Viel ist in dieser Patenschaftsurkunde die Rede vom Heidentum der Afrikaner; bei der Feier der Patenschaft am Niederrhein wird auch der (wörtlich!) «Negerpriester» Pater *Marcus Mucwabe* vorgeführt, der in seiner «Negersprache» predigt. Diese Patenschaft einer katholisch geprägten Gemeinde am Niederrhein war sicher in den 50er Jahren «gut gemeint», damals wußten wir alle noch nicht, was sich in Südafrika zusammenbraut. Aber daß eine solche Patenschaft bruchlos und fromm 20 Jahre überdauert, die politische Brisanz des Befreiungskampfes der Schwarzen nicht wahrnimmt, spricht für sich. Da wird – letztes Zitat – mit großer Emphase die Vorsitzende der Frauengemeinschaft des südafrikanischen Kevelaer (250 km nördlich von Durban) zitiert mit dem denkwürdigen Satz: *It is incredible for us to know that you like us in spite of that you are white and we are black*, «Es ist unglaublich für uns, sich vorzustellen, daß ihr uns mögt, obwohl ihr weiß seid und wir schwarz sind.»

Südafrika – Fassade und Realität

Fährt man durch dieses Land mit dem Wagen, fällt einem zweierlei auf: Die Straßen sind in einem ausgezeichneten Zustand, es gibt nirgendwo in Afrika so hervorragend gewartete Asphaltstraßen. Zum anderen erlebt man dieses Land als burisches, als Land der Weißen. Die riesige Landmasse der Republik Südafrika ist übersät mit burischen Orten, Flecken, Gehöften und Städten. Ein weißer Südafrikaner, Leiter einer der drei gemischt-rassischen Schulen in Johannesburg, erklärte mir

Ludwig Kaufmanns

aktuelle und packende Analyse
eines ungelösten
Kirchenkonflikts



Mit 236 publizierten
Dokumenten und
Personalverzeichnis

1253 Seiten

Fr. 49.-/DM 58,-

ISBN
3-905575-32-9

Edition Exodus

Soeben erschienen

Im Buchhandel erhältlich

dieses Phänomen: «Wir Südafrikaner haben über das ganze Land ein Netz von unseren Siedlungen gelegt. Das alles ist eine wunderschöne Fassade, es ist eine Art Kino, das wir uns tagtäglich mit- und gegeneinander vorspielen, Freiluft wie in geschlossenen Räumen, um uns gegen einen bösen Feind jeden Tag neu in dem festen Glauben zu versichern, daß dieses Land das Land der Weißen ist.»

Diese tägliche Versicherung ist um so notwendiger, als das Kinostück nicht mehr lange aufrechtzuerhalten ist. Im Jahre 2000 werden es mit aufsteigender Tendenz schon gut 35 Millionen Schwarze sein, die in diesem Land der Weißen zu verstecken sind, das wird dann den knapp fünf Millionen Weißen noch schwerer fallen, weil sie dann nach Untersuchungen der demoskopischen Institute von der *Witwatersrand-Universität* bei einer Geburtenrate von plus/minus Null angelangt sind (im Verhältnis zu den satten 3% Bevölkerungszuwachs der Schwarzen) und die Weißen auch durch einen langsamen Abgang in ihrer absoluten Zahl eher schrumpfen denn zunehmen. Die einzig relevante Frage, die man in Südafrika nicht stellen darf: Werden die Weißen in einem Land der Schwarzen weiterhin so leben dürfen, wenn sie sie auch 1987 noch so stark und heftig hassen, wie sie das nachweislich tun?

Ich fragte den ehemaligen Generalsekretär des Südafrikanischen Kirchenrates (1984–86) in Johannesburg, Christian Beyers-Naudé, ob auch er diese Frage für eine entscheidende hält. Beyers-Naudé: «Ja, bestimmt. Und ich kann auch sehr verstehen, daß Schwarze in Südafrika, die so viel und so lange gelitten haben unter der weißen Herrschaft und Unterdrückung, unter der Politik von weißer Apartheid, daß sie solche Gedanken haben und äußern. Ich bin immer noch erstaunt, daß in der schwarzen Gesellschaft in Südafrika die Gefühle von gutem Willen, von Zuneigung, von Mitarbeit, von Anerkennung da sind. Ich bin überzeugt, daß es in den Herzen der großen Mehrzahl der Schwarzen in Südafrika nicht um die Frage von Schwarz gegen Weiß geht, sondern um die Apartheidspolitik, die vom Weißen der schwarzen Bevölkerung aufgezwungen wird. Darum geht es. Und Gott sei Dank gibt es eine große Zahl von Schwarzen in Südafrika, die wissen und erleben, daß es innerhalb der weißen Gesellschaft in Südafrika eine kleine, aber wachsende Gruppe von Weißen gibt, die sich in Übereinstimmung und Solidarität mit den Zielen der Befreiung der schwarzen Bevölkerung befinden. Deswegen werden sie die sein, die in der Zukunft sagen werden: Wir möchten, daß das zukünftige Südafrika ein nicht-rassistisches demokratisches Südafrika sein soll, wo Schwarz und Weiß in Frieden und in Verständnis miteinander leben können.»

Medizinische Arbeit für Schwarze in Townships und Homelands

Der Wille, etwas gegen solche «Tatsachen» zu tun, wie sie uns aus Südafrika bekannt sind, ist sträflich schwach. Es nützt wenig, diesen Zustand zu beklagen, man muß ihn listig bekämpfen. Man kann darauf setzen, daß man mit eigener Ärzte-Aktivität in den Homelands und Townships der Schwarzen etwas erreicht. Die Bedingung für diese Tätigkeit von deutschen und französischen «Not-Ärzten» (des Komitees Cap Anamur und der *Médecins du Monde*): Wir müssen formell *illegal* ins Land. Illegal, aber legitim, illegal meint die Form, der Inhalt der Arbeit ist von der allerwichtigsten und wertvollsten Legitimation getragen, die man sich denken kann: Diese Mediziner sollen Menschen in schwerer physischer Not und akuten Emergency-Situationen helfen. Sie sollen auch demonstrativ helfen – durch Präsenz soll den Schwarzen gezeigt werden: Es gibt auch weiße Menschen, Mediziner, die anders sind. Pater G. in dem Homeland Bophuthatswana, seit 15 Jahren in Südafrika arbeitend, sagt uns: «Man kann diese Aktivität nicht überschätzen. Zum ersten Mal kommen Schwarze zur Behandlung und werden von dem weißen Doktor nicht einfach wie selbstverständlich in die hinterste Reihe gesetzt. Schwarze Patienten machen sich jeden

Tag neu auf einen langen Weg, zahlen jeden Morgen neu den Bus, um als erste in einer solchen Praxis eines weißen Arztes zu sein – und am Ende der Behandlungszeit wieder vor die Tür gesetzt zu werden. Der Schwarze kommt immer an letzter Stelle, ob er als erster angekommen war oder nicht ...»

Statistische Notiz: Auf 480 Weiße kommt ein Arzt, auf 90000 Schwarze ebenfalls ein Arzt. Es gibt mittlerweile vier Projekte des Komitees: Aufbau von Kliniken in unterversorgten Homelands mit Beteiligung der Bevölkerung und der Ausbildung von «Health-Workers». Das kann in dem Homeland *Bophuthatswana* leichter geschehen als im *Kwandebeleland*. Im *Kwandebeleland* ist der brutale Versuch, ein Gebiet irgendwie zusammenzuwerfen und daraus ein weiteres (fünftes) Homeland zu machen, durch den allerheftigsten Widerstand der schwarzen Bevölkerung und viele Menschenopfer (= Schwarzenopfer) verhindert worden. Dort im *Kwandebeleland* geht es um mobile Notversorgung mit der Gefahr, von der Polizei mal geschnappt zu werden, weil der europäische Doktor kein «work-permit» (Arbeitserlaubnis) hat. Das ist die systembedingte Schwäche des Repressionsapparates: Er ist auf die Neger, schwarze ANC-Kommunisten und Gewaltverbrecher fixiert, nicht auf uns Weiße. Logistisch gibt es wenig Probleme. Man muß keine großen Medikamentenlieferungen über Luft- oder Schiffstransport machen, alles kann im Lande gekauft und schnell besorgt werden. Die formale Voraussetzung ist ein Besuchervisum für die französischen Kollegen, noch einfacher für die deutschen Ärzte – seit Juni 1986 ist die Visumpflicht für Bundesbürger in Südafrika aufgehoben. Nach drei Monaten muß dieses Visum verlängert werden, was man mühelos durch einen 48-Stunden-Aufenthalt in Gabarone, der Hauptstadt von Botswana, erreichen kann.

Die Rekrutierung der «richtigen» Mediziner für dieses Projekt ist schwer. Diese Arbeit ist keine Sekunde unpolitisch, man kann sich nirgendwo hinter die spanische Wand des Humanitären zurückziehen und aufatmen: Die Politik geht mich ja nichts an. Hier muß man sich klar sein, daß man von vornherein auf seiten der seit Jahrhunderten Unterdrückten, Kleingemachten, Gedemütigten und Beleidigten steht. Daß man von vornherein mit einer Regierung, die verfassungsgemäß diese Schwarzen weiterhin niederhält, demütigt, beleidigt, willkürlich behandelt, in totaler Minderposition hält, sie nicht Bürger werden läßt, sondern nur Mini-Citoyens, nichts zu tun hat. Die Apartheid kann nur ganz fallen, die Regierung muß diese ganze Politik, die auf Rassendiskriminierung aufbaut und aufrüht, aufgeben, ehe man ihr einen kleinen Finger gibt.

Dennoch ist es eine ganz und gar humanitäre Arbeit, wir sind mit keiner Seite verbündet, weder mit der Regierung, aber auch nicht mit den politischen Bewegungen der Schwarzen. Weder mit dem ANC (African National Congress) noch mit der «UDF» (United Democratic Front) im Lande, noch mit der «Black Consciousness», noch mit der «Pan African Congress»-Bewegung. Gerade deshalb sind wir nur Assistenten von Partnern im Lande. Nur wenn die alternative Ärzteorganisation NAMDA (National Medical and Dental Association) ein Engagement für richtig hält, können wir unsere Hilfe anbieten. Nur wenn ein kirchlicher Partner, ein katholischer Orden, eine evangelische Kirche vor Ort eine Armenapotheke (Dispensary) oder ein Hospital machen, können wir dort einsteigen.

Wir Westler können die komplexe Situation, die Infamie des Unterdrückungsapparates manchmal nicht begreifen. Wir möchten unseren unbelehrten Augen spontan trauen. Die Regierung «bulldozert» (das ist ein Wort des African-English geworden) aus einer «Location» in einer größeren Stadt der Weißen, einer alteingessenen Schwarzensiedlung, die Schwarzen heraus. Man bereitet buchstäblich wie auf einem Reißbrett in der Wüste, 30 km entfernt, eine künstliche Umsiedlungsstadt vor. Wie man das macht? Man baut überall auf den Wüstenhügeln vier Toiletten, die in einem Quadrat zueinander stehen, sonst nichts. Man zwingt die Menschen, sich dort anzusiedeln,

und sagt den ahnungslosen westlichen Abgeordneten und Journalisten: Seht, die hygienische Versorgung ist in diesem neuen Dorf viel besser geregelt als im alten. So in *Lethlebele*, direkt in Nähe des «unabhängigen Homelands» Bophuthatswana. Alle Bewohner fürchten, daß irgendwann die Grenze des Homelands begründet wird. Dann sind die Einwohner von Lethlebele nicht mehr Einwohner von Südafrika, haben keine Möglichkeit mehr, nach Südafrika wenigstens zur Arbeit zu gehen. Und in den Homelands gibt es eine noch viel größere Arbeitslosigkeit als im weißen Südafrika.

Dürfen die Weißen in Südafrika bleiben?

Was wird aus den Weißen? Werden sie in dem Südafrika leben können, das von der schwarzen Mehrheit regiert werden wird, im Jahre 2000 oder 2005? Die Frage wird schon in den nächsten Monaten die für die Weißen wichtigste werden. Der weiße Schriftsteller *André Brink* meint dazu, er habe noch mit keinem Afrikaner gesprochen, der sich wirklich eine Zukunft ganz ohne die Weißen vorstellen kann: «Es ist eine der schrecklichen Tragödien in Südafrika, daß die Weißen eben dies nicht wahrhaben wollen. Sie sind gegen die Idee einer schwarzen Mehrheitsherrschaft, weil sie glauben: Wenn diese Leute erst einmal an der Macht sind, treiben sie uns ins Meer.» Ich halte die Position von André Brink nach meinem letzten Besuch für fahrlässig optimistisch.

Eine andere, nämlich gemeinsame Entwicklung von Schwarzen und Weißen läßt sich nur vorstellen, wenn die Weißen auf die Schwarzen zugehen. Da dieses genau nicht geschieht – trotz vieler kleiner Versuche des «Wandels durch Annäherung», die aber alle in hoffnungsloser Minorität geschehen –, schwindet diese optimistische Aussicht von Monat zu Monat.

Ein anderer Schriftsteller, der die Brutalität des Regimes durch Jahre entsetzlicher Isolationshaft in südafrikanischen Gefängnissen am eigenen Leibe gespürt und erlitten hat, *Breyten Breytenbach* (über die Gefängnisjahre hat er ein bewegendes und erregendes Buch geschrieben: «Wahre Bekenntnisse eines Albino-Terroristen», Kiepenheuer & Witsch, Köln 1985), macht sich keine Illusionen. «Auch heute», sagt er, «wäre es abwegig zu glauben, daß eine Mehrheit oder auch nur eine genügend große Anzahl von Weißen bereit sei, strukturell eine Verbindung mit der Gesellschaft von Schwarzen einzugehen. Das Problem liegt im Innersten der Menschen. Das Apartheidsystem hat das politische Denken der Weißen zerstört.» Gegen Apartheid zu kämpfen bedeutet auch, «für ein neues Ich zu kämpfen», was für jeden Menschen schwer sei. Das Ergebnis: Die Mehrheit der weißen Südafrikaner ist unpolitisch geblieben. «Und unter den gegebenen Umständen sehe ich nicht, wie sich das ändern kann. Sie haben ja keine Chance, politisch zu werden. Würden sie zu politischen Menschen werden, wäre es mit der Apartheid sehr schnell aus und vorbei. Apartheid bedeutet gefrorenes Bewußtsein.»

Das ist die Quintessenz aller selbsterlittenen Erfahrungen in und mit diesem Land. Wie kann man das Bewußtsein enteisen? Nicht durch Zureden, nicht durch Kompromisse in den Grundfragen. Auch nicht durch Gewalt, die läßt das gefrorene Bewußtsein zu ewigem Eis werden. Aber Sanktionen, einschneidende Maßnahmen, die nicht gewalttätig sind, dürften das einzige Mittel sein, aus dieser Ohnmacht und Sackgasse herauszukommen, aus der wohl kaum noch ein neuer Polit-Dialog oder eine Apeasement-Haltung herausführen können. Das Land lebt von seinen Autoren, Dichtern, Schriftstellern, es wirkt wie eine Talentbude. *Miriam Tlali* hat Romane in der einzigen Sprache geschrieben, die international rezipiert werden kann, auf englisch. *Miriam Tlali* ist 1930 in Johannesburg geboren, besuchte bis zur Aussperrung der schwarzer Studenten die Witwatersrand-Universität. Ihre Romane sind in Südafrika alle verboten. «Das Gesetz erlaubt mir als schwarzer Frau nicht einmal, mit meinem Verleger einen Vertrag abzuschließen. Dieses Gesetz ist immer noch gültig – danach ist eine afrikanische

Frau für ihr ganzes Leben ein unmündiges Wesen, ganz egal, wie alt sie ist.»

Lyrik und die Zersplitterung des Widerstandes

Wir sitzen an einem Abend im «Lyric-Theatre» im Stadtteil Mayflower, der Theatersaal ist proppenvoll, die Stimmung zum Zerreißen gespannt, aber auch überschäumend. Man ist unter sich. Alle Ärzte, Weiße, Inder, Schwarze der Partnerorganisation NAMDA sind da, warum so viele Ärzte? Ein Arzt-Poet, *Farouk Asvak*, wird heute abend aus seinem preisgekrönten neuen Gedichtband vortragen. Farouk ist eine dieser Biographien, wie man sie überall unter den Aktiven vorfindet: Er war fünf Jahre gebannt, er hat sich weiter engagiert, als Arzt in einem Department der «Alexandra Clinic» (in der großen sammengepferchten Schwarzen-Township Johannesburgs, die mit keinem Straßen- oder Hinweisschild angezeigt ist und dem Besucher dadurch sichtbar wird, daß er plötzlich vor einer martialischen Armee-Straßensperre steht ...). Asvak hat die Kämpfe der Schwarzen als Arzt und als Leitartikler des «Sowetan» mitgekämpft, einer aufmüpfigen Tageszeitung für die 2,5 Millionen Schwarzen der größten Stadt Südafrikas, die Soweto, nicht etwa Johannesburg, ist. Keine Landkarte des Staates ist genau, Johannesburg wird immer als viel größer eingezeichnet, so verbildend wirkt die Apartheid selbst auf die Autoren von Geographiebüchern und Atlanten. Während des Abends, an dem es zum Schluß die deftigsten Botha-feindlichen Satiren – gespielt und exzessiv gesungen von einer Schwarzentruppe «Cabarett» – gibt, warte ich naiv auf die Polizei, sehe mich schon auf einen Kasspir oder Hippo südafrikanischer Polizei geschubst, in der Zelle und – abgeschoben. Die vier Stunden gehen rauschhaft vorüber, Farouk trägt die offensivsten Gedichte vor, die Schwarzen steigern sich in einen Spielrausch, der am Ende nur durch das von allen begeistert gesungene Nationallied

Heinrich Fries und Otto H. Pesch: Streiten für die eine Kirche

160 Seiten, broschiert, Fr. 20.50

Das 1983 erschienene Buch von Karl Rahner und Heinrich Fries „Einigung der Kirche – reale Möglichkeit“ hat ein weltweites Echo gefunden. Auf seine plausiblen Thesen kamen nicht nur positive, sondern auch äusserst kritische Stimmen prominenter Vertreter beider Kirchen. Fries bilanziert hier das Ergebnis dieser Diskussion. Er antwortet umfassend auf die Einwände, die gegen die Vorschläge zur Einigung der Kirchen gerichtet werden.

Otto Hermann Pesch analysiert diese reale Chance der Kirchenvereinigung. Er skizziert die Perspektive, die sich aus einer Aufhebung der gegenseitigen Verwerfungen ergeben würde. Er zeigt, wie man trotz der Unterschiede und bestehenden Konflikte die Einheit „noch vor dem jüngsten Tag“ verwirklichen kann.

Duilio Biancucci: Einführung in die Theologie der Befreiung

120 Seiten, broschiert, Fr. 12.80

Eine elementare Einführung: kurz, prägnant und gut dokumentiert. Eine echte Hilfe für alle, die Informationen über ihre Entstehung, ihre Hauptanliegen und die westlichen Schwierigkeiten suchen. Das Buch wird abgeschlossen mit der Frage nach einer Theologie der Befreiung in Europa.

Kösel

der Schwarzen gesteigert wird, mit der geballten Faust, manche strecken den Daumen zur Seite, als ihre Demonstration für den ANC ... Nachher sitzen wir zusammen, ich frage die Freunde, ob es denn keine Zensur gebe, ob solch eine Veranstaltung nicht gesprengt werde; die Freunde lachen: Lyrik? Die Polizei und der Geheimdienst tun nur wirkungsvolle Arbeit. Die Veranstaltung einer Ingroup von «NAMDA»-Ärzten mit einer Gedichtrezitation zu sprengen oder übermäßig zu observieren ist vergeudete Zeit. Hingegen wird alles für das Kino und das Fernsehen zensiert, weil das an die große Masse der Bevölkerung geht.

Farouk Asvak leidet unter der Zersplitterung des Widerstandes der Schwarzen – die Szene ist oft gespenstisch ähnlich der verschiedenen *Mujaheddin*-Bewegungen in Peshawar/Pakistan, die sich auch nicht auf ein gemeinsames Vorgehen gegen die sowjetische Invasion und Armee einigen können. Farouk widmet seinen Band «A celebration of Flames» (Donker-Edition Graighall 1987) «for Nelson, Robert & Steve in a quest for unity in our struggle», was aufgelöst heißt: Er bittet die drei

großen schwarzen Widerstandsorganisationen, über den Schattenspielen ihrer Ideologie- und Strategie-Dispute zu springen und endlich gemeinsam den Rassismus zu bekämpfen (*Nelson Mandela* steht für den «African National Congress», *Robert Sobukwu* für den «Pan African Congress», *Steve Biko* für die «Black Consciousness»-Movement). Farouk Asvak beklagt, daß man überall gegeneinander mißtrauisch sei, die Symbole bis an das Grab eines Ermordeten stimmen müssen, man sich unterscheidet und sich abgrenzt. Es sind Gedichte, die zwischen Sehnsucht und Enttäuschung, Zustandsbeschreibung und Erwartung die Waage halten.¹

Rupert Neudeck, *Troisdorf bei Köln*

¹ Diese Haltung spiegelt sich in dem mit einem Dennoch-Lächeln quitierten Gedicht «Possibilities for a man haunted by hunger»: Either you starve or you don't / If you don't it's okay / (You know how to survive) / There's one of two possibilities / Either you die or you don't / If you don't it's okay / But if you die / There is one of two possibilities / Either you go to hell / Or you go to heaven / If you go to heaven it's okay / (You can have your own group area) / But if you go to hell / There is one of two possibilities / Either you become a boss boy / Or you stoke the whiteman's fire ...

Philippinen – «Low Intensity Conflict»

Wer von Davao City, der Hauptstadt der zweitgrößten, im Süden der Philippinen gelegenen Insel Mindanao ins Landesinnere fährt, trifft entlang der Hauptstraße auf unzählige Kirchen und Kapellen, die die Aktivitäten US-amerikanischer Freikirchen und Sekten auf der mehrheitlich katholischen Insel deutlich machen. Etwa 60% der Bevölkerung Mindanaos, auf den gesamten Philippinen 83%, gehören der katholischen Kirche an; zirca 25% der 10 Millionen Bewohner Mindanaos sind Moslems. Den Highway von Davao City nach Cotabato City, der an riesigen Ananas- und Bananen-, Kokos- und Kautschukplantagen vorbeiführt, säumen freilich nicht nur steinerne und hölzerne Zeugen importierter Christlichkeit. Fast jeden Kilometer stoßen Reisende auf eine Straßensperre oder einen Kontrollpunkt, die bzw. den die Fahrzeuge im Schrittempo unter den wachsamen Augen der am Straßenrand postierten «Wächter» passieren müssen. Die selbsternannten Wächter, Angehörige von Vigilantegruppen, von denen es allein auf Mindanao 40 verschiedene Organisationen gibt, tragen Bolos (lange Messer), Macheten, Schrotflinten und Gewehre. Durch Hals- und Kopftücher, Amulette und sonstige Maskerade geben sie ihre Zugehörigkeit zur jeweiligen Organisation zu erkennen. Sie halten Ausschau nach «Kommunisten», Angehörigen und Sympathisanten der im Untergrund kämpfenden Neuen Volksarmee (NPA), in verschiedenen Teilen der Insel auch nach Moslemrebellern der Moro National Liberation Front (MNLF).

Bewaffnete rechtsradikale Gruppen

Vigilanten, das sind bewaffnete rechtsradikale Gruppen, die unter dem Vorwand, für Freiheit und Demokratie zu kämpfen und die Bevölkerung vor der kommunistischen Gefahr zu schützen, Recht und Gesetz in die eigene Hand nehmen und mit Einschüchterung, Vertreibung, Folter und Mord das Volk terrorisieren. Daran werden sie weder von den örtlichen Behörden noch von der Regierung, noch von der Armee gehindert. Die Straßensperren und Kontrollpunkte der Vigilanten wurden bisher von niemandem weggeräumt. Auf den Straßen der Dörfer und Städte bewegen sich schwer bewaffnete «Wächter» völlig frei; sie gehören zum Straßenbild. Ihre Organisationen tragen klingende Namen: Catharsis, Christliche Befreiungsarmee, Christliche Befreiungsorganisation Mindanaos, Bewegung beunruhigter Bürger, Göttlicher Dienst des Herrn (Landasan), Antikommunistischer Kreuzzug Mindanaos usw. Die Namen der Vigilantegruppen weisen auf ihre z. T. religiös begründete Ideologie hin. Zu ihnen zählen religiöse Fanatiker, die unter Parolen wie «Kill for Christ» (Töte für Christus) gegen als kommunistisch verdächtige Basismitgliedern, Kateche-

ten, Nonnen, Priester und Bischöfe vorgehen.

Die älteste, landesweit bekannteste Vigilantegruppe heißt Alsa Masa (Volkserhebung). Sie wurde Anfang 1984 in Davao City durch den früheren Bezirksbürgermeister des Armenviertels Agdao, Wilfredo Aquino, gegründet. Als Oberstleutnant Franco Calida im April 1986 Armeekommandant von Davao City wurde, erweckte er Alsa Masa zu neuem Leben. Dem «Vater der Alsa Masa» gelang es, innerhalb eines halben Jahres, etwa 10000 Mitglieder aus den 46 Bezirken von Davao City zu rekrutieren. Freilich pflegt Alsa Masa ihre Leute zwangszurekrutieren. Oberstleutnant Calida: «Für einen Bewohner eines von Alsa Masa kontrollierten Gebiets ist es unmöglich, sich nicht für die Unterstützung der Organisation auszusprechen. Ansonsten wäre er am Ort nicht länger willkommen.»¹ Das heißt konkret: Drohungen, Repressalien, Vertreibung, Folter und Mord. Bis Ende März wurden allein in Davao City 2886 Familien aus 23 Bezirken der Stadt gezwungen, in 15 Evakuierungszentren Unterschlupf zu suchen. Alsa Masa wird von der örtlichen Armee, den privaten lokalen Radiostationen, der Geschäftswelt und den örtlichen Behörden offen unterstützt. Im Februar erhielten die Vigilanten 180000 Pesos von der Stadtregierung; diese läßt sie ebenfalls ungehindert ihre «Zwangssteuer» eintreiben und eine Art Personalausweis vertreiben, der den Inhaber als Unterstützer von Alsa Masa ausweisen soll. Nachdem am 27. August 1987 zwei Radiostationen von Unbekannten beschossen worden waren, wobei ein berühmter rechtsradikaler Radiokommentator ums Leben kam, beschuldigte Alsa Masa die Ordensleute der Redemptoristen, für den Mord verantwortlich zu sein. Kurz darauf wurden Schüsse auf das Kloster der Redemptoristen abgefeuert.

Offizieller Billigung und Unterstützung erfreut sich außer Alsa Masa unter anderem auch die Vigilantegruppe «Vereinigtes Volk für den Frieden» (NAKASAKA). Sie operiert in der Provinz Davao del Sur unter der Schirmherrschaft des Provinzgouverneurs Douglas Cagas und des Armeekommandanten Oberstleutnant Jesus Magno. NAKASAKA behauptet, mehr als 100000 Mitglieder zu haben. Diese Organisation erfreut sich auch der Protektion des nationalen Ministeriums für lokale Behörden, dessen im Sommer 1987 ermordeter Minister Jaime Ferrer sich öffentlich auf die Seite der Vigilanten gestellt hat. Auch Präsidentin Aquino hieß, als sie im März 1987 Davao City besuchte, NAKASAKA gut und sagte: «Ich unterstütze

¹ Zit. nach: Thriving on Terror. How the Vigilantes Conquered Davao, in: Philippine Human Rights Update, Vol. 2 No. 7, June 15–July 15 1987, S. 5.

Gouverneur Douglas Cagas dabei, wenn er People's Power (die Macht des Volkes) dazu benutzt, Frieden zu bringen für unsere Zukunft, und dies ohne Waffengewalt.»² Freilich ist entgegen amtlicher Darstellung NAKASAKA nicht unbewaffnet. Diese Vigilanten tragen Macheten, Lanzen und Schleudern, mit Genehmigung des Militärs auch Feuerwaffen. Als kurz nach Aquinos Besuch Bilder und Berichte durch die nationale Presse gingen, die mit NAKASAKA in Verbindung stehende Angehörige der Vigilantengruppe Tadtad zeigten, wie sie den abgeschnittenen Kopf eines angeblichen NPA-Rebellen hochhielten, sah sich die Aquino-Regierung zu einem lahmten Rückzieher gezwungen. Sie ließ verlautbaren, sie unterstütze nur solche Vigilantengruppen, die sich ausschließlich gewaltfreier Mittel bedienen. Der Bericht «Menschenrechte unter der Aquino-Administration» einer Untersuchungskommission US-amerikanischer Menschenrechtler, die unter der Leitung des früheren US-Generalstaatsanwalts Ramsey Clark vom 20. bis zum 30. Mai 1987 die Philippinen bereiste, sieht dies anders: «Präsidentin Aquinos Kriegserklärung hat die Operationen zur Aufstandsbekämpfung gegen die NPA und gegen die Moslemrebellion verstärkt und den Weg bereitet für das Auftreten rechter, antikommunistischer Vigilantengruppen. Diese Vigilantengruppen wie z. B. Alsa Masa, NAKASAKA und Tadtad sind dafür bekannt, daß sie Zivilisten überfallen, foltern und ermorden. Trotz dieser Greuelthaten scheinen Regierung und Militär diesen Gruppen wohlgesonnen zu sein ... Präsidentin Aquino hat NAKASAKA öffentlich unterstützt als eine Form der «Macht des Volkes» und als «wirksame Waffe gegen den Kommunismus».³

Augenschein vor Ort

Anfang September 1987 war ich in Mindanao zu Besuch bei einigen Basisgemeinden der Diözese Kidapawan in Südcotabato. Schon vorher auf der Insel Negros hatte ich von Vigilanten gehört, hatte die Spuren eines Bombenanschlags gesehen, die Vigilanten von «El Tigre» auf das Haus des Bischofs von Negros Occidental, Antonio Fortich, verübt hatten, hatte in der Inselhauptstadt Bacolod an Häuser- und Mauerwände geschmierte Morddrohungen gegen ihn und andere «Kommunisten» gesehen, war im Herz-Jesu-Zentrum der Diözese Leuten begegnet, die auf der Flucht vor Vigilanten hierhin evakuiert worden waren, hatte mir von den Greuelthaten von Alsa Masa und anderen erzählen lassen. Im Gebiet von Kidapawan begegnete ich ihnen bzw. ihren Opfern auf Schritt und Tritt. Hier gehören die meisten, vielfach arbeitslose Jugendliche, die mit Kopfband, Amulett, Bolo und Flinte ihr Selbstbewußtsein heben, zu Tadtad, einer fanatischen religiösen Gruppe, deren Anführer Sade Catiil sich für Jesus Christus hält. Tadtadleute bekommen bei ihrer Initiation ein Kreuz mit seinem Bild und Ölfäschchen, die sie angeblich unverwundbar machen sollen. Sie verstehen sich als Soldaten Gottes, deren Aufgabe es ist, die Gottlosen zu vernichten. Ihr Name Tadtad (wörtlich: «in Stücke schneiden») leitet sich davon ab, daß sie ihre Opfer regelrecht in Stücke hacken. Ihre Opfer sind vor allem Basischristen, Katecheten und Laiengemeindeleiter, die der Unterstützung der NPA verdächtigt werden. Während der Tadtadoperationen werden ganze Dörfer zur Evakuierung gezwungen. Wer nicht geht, gilt als überführt und wird ermordet.

In der katholischen Kirche von Bulatukan, Makilala, besuche ich eine evakuierte Dorfgemeinschaft, die mir vom Vorgehen der Tadtad erzählt. Auf dem Gelände des Marianischen Pastoralzentrums in Balindog, Kidapawan, treffe ich in einer ärmlichen Holzhütte etwa 40 Leute an, die vor Vigilanten hierhin geflohen sind, darunter vier Witwen samt Kindern, deren Männer von Tadtad geköpft worden sind. Eine andere Frau mußte mit

² Zit. nach: The Nakasaka Vigilantes, in: MIPC Communications, No. 50, September 1987, S. 11.

³ R. Clark et al., Report of an International Fact-Finding Mission to the Philippines. Human Rights under the Aquino Administration. Summary, in: Philippine Human Rights Update, a.a.O., S. 3-9, S. 3.

ansehen, wie der Bürgermeister ihres Dorfes in Stücke gehackt wurde. Auf dem Gelände des Pastoralzentrums befindet sich auch das Grab Pater Tullio Favali, des italienischen PIME-Missionars, der im April 1985 von Angehörigen der Integrierten Zivilen Heimatverteidigungskräfte bestialisch ermordet wurde. Sein Fall hat weltweites Aufsehen erregt; seine Mörder wurden zur Erleichterung und zur Genugtuung der Kirche am 4. September 1987 zu lebenslanger Haft verurteilt. Die Verurteilung ist spektakulär, weil damit erstmalig ein Mord paramilitärischer Gruppen bestraft worden ist.⁴

Vom Terror der Tadtad sind insbesondere Basisgemeinden betroffen. Sie stellen als eine Form der Selbstorganisation der Armen eines der Hauptziele der Vigilanten dar. Der Terror zeigt Wirkung. Es ist schwierig geworden, Leute zur Mitarbeit in einer der Aktionsgruppen der Gemeinden zu gewinnen. Gemeinsames Bibellesen gilt schon als verdächtig. Zum Teil liegen Bibelgespräche und Wortgottesdienste darnieder – aus Angst vor Repressalien.

Der Bischof von Kidapawan, Juan de Dios Pueblos, schreibt in einer «Erklärung aus Besorgnis», er erhalte Bericht auf Bericht über Vorfälle, die bei Gemeindeleitern und aktiven Gliedern große Furcht hervorriefen. Dann listet er einige Beispiele auf:

«Pfarrei M'lang

▷ 16. Juni 1987. Tranquilino Amasola, 52, verheiratet, 11 Kinder, Gemeinderat, Laiengemeindeleiter an der Kapelle von New Consolacion, wurde von einer Gruppe Fanatiker ermordet, die bekannt ist unter dem Namen Tadtad und von einem gewissen «Kumander Leon» geführt wurde. Diese zwang die Einwohner, sich Alsa Masa anzuschließen.

▷ 20. Juni 1987. Gregorio Lozada, Gemeindeleiter in Agdahon

⁴ Vgl. die von der Fr. Tullio Favali Foundation zusammengestellte Dokumentation: A New Cry of the Church. Philippines March 1986. Special Issue, Quezon City 1986.

UNIVERSITÄT DES SAARLANDES

In der Philosophischen Fakultät (Fachrichtung Katholische Theologie) ist eine

Professur (C3) für das Fach Praktische Theologie

ab sofort zu besetzen.

Vom Stelleninhaber wird erwartet, daß er das Fach in Forschung und Lehre vertritt und den Schwerpunkt auf die moraltheologischen sowie sozialetischen Fragestellungen legt.

Einstellungsvoraussetzungen: Promotion in Katholischer Theologie sowie Habilitation oder gleichwertige Leistung.

Bewerbungen mit Lebenslauf, wissenschaftlichem Werdegang, Schriftenverzeichnis und gegebenenfalls Vorabdrucke, Verzeichnisse der bisherigen Lehrveranstaltungen und dienstliche und private Anschrift mit Telefonnummern werden bis zum 15. November 1987 erbeten an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes, Im Stadtwald, D-6600 Saarbrücken.

BILDUNGSHAUS BAD SCHÖNBRUNN

Exerzitien für Priester, Männer und Frauen
im kirchlichen Dienst

Mo., 16. Nov. (12.00) – Fr., 20. Nov. (13.00)

Inmitten der Kirche Jesus Christus erwarten

mit P. Hubert Holzer SJ, Bern

Programm und Anmeldung:
Bildungshaus Bad Schönbrunn, CH-6311 Edlibach/Zug
Telefon (042) 52 1644

im Viertel Malayan, verheiratet, 7 Kinder. Eine Gruppe Tadtad kam nachts in sein Haus, er wurde angeschossen, konnte aber im Dunkeln fliehen.

▷ 21. Juni 1987. Im Viertel New Lawaan rief eine Gruppe von etwa 30 Tadtad, begleitet von Angehörigen der Zivilen Heimatverteidigungskräfte (CHDF) und Militär, die Einwohner zu einer Versammlung zusammen und zwang sie, die Alsa Masa zu organisieren. Bei dieser Gelegenheit kündigte die Tadtad an: «Wir werden uns insbesondere die Gemeindeleiter vorknöpfen; ihnen bleibt nichts als zu beten.»

▷ In Antiquera im Viertel Calunasan führte eine Gruppe Tadtad Haus für Haus Durchsuchungen durch, hielt die Bewohner mit Waffen in Schach und forderte sie auf, sich entweder Alsa Masa anzuschließen oder zu verschwinden. Sie suchte auch nach dem örtlichen Leiter der Basisgemeinde.

Pfarrei Tulunan

▷ 31. Mai 1987. Domingo Taholosa, 28, unverheiratet. Eine Gruppe Tadtad drang nachts in sein Haus ein. Domingo lief in panischer Angst davon. Später wurde sein Körper in Stücke gehackt aufgefunden.

▷ Viele Häuser wurden nachts von Tadtad durchsucht.

▷ In verschiedenen Vierteln wurden Versammlungen von etwa 70, am Ort unbekanntem Tadtadleuten unter Führung eines «Kumander Lawin», in Begleitung des CHDF-Kommandanten und einiger Vertreter der örtlichen Behörden abgehalten. Sie forderten die Bewohner auf, sich Alsa Masa oder einer anderen Gruppe anzuschließen.

▷ Der Priester der Pfarrei, Pater Luciano Ghezzi, PIME (Nachfolger des am 11. April 1985 von CHDF-Leuten ermordeten Pater Tullio Favali, PIME), wurde gewarnt, er werde von der Tadtad getötet. Auch wurden viele Basisgemeindeführer bedroht, und ihnen wurde gesagt, sie sollten lieber ihre Religion wechseln.

▷ 19. Juni 1987. Ruben Mondia, 18, unverheiratet, wurde in Lambayao, Minapan, von Tadtad- und CHDF-Leuten entführt. Später wurde sein zerstückelter Leichnam gefunden.»

Nach Aufzählung weiterer Vorfälle fragt Bischof de Dios Pueblos: «Warum unterlassen es die Behörden, hilflose Zivilisten zu schützen? Warum werden die verschiedenen Tadtadgruppen nicht entwaffnet und verhaftet? Warum gibt es religiöse Verfolgung, die die religiöse Freiheit verneint, welche ein Grundrecht des Volkes und der katholischen Kirche darstellt?»⁵

Eine Konferenz von Basisgemeindevetretern aus 14 Diözesen Mindanaos geht in ihrer «Erklärung über bewaffnete fanatische Gruppen» vom 11. Juni 1987 noch weiter. Sie fragt, warum die Vigilanten nicht nur geduldet, sondern von den Behörden sogar unterstützt werden, und erklärt, «daß diese bewaff-

neten religiösen Fanatiker eine Geißel sind für die Basisgemeinden, für Frieden und Freiheit.»⁶ Sie fordern die bisher schweigsam sich zurückhaltende philippinische Bischofskonferenz auf, in dieser auf Leben und Tod gehenden Situation endlich zu handeln.

Federico O. Escaler, Jesuit, Bischof der Diözese Ipil in der Provinz Zamboanga del Sur im Westen Mindanaos, gehört zu den wenigen Bischöfen, die den Vigilanten öffentlich entgegengetreten sind. In einem Brief an Präsidentin Aquino vom 22. April 1987 stellt er heraus, daß die Vigilanten durch ihre Greuelthaten das Vertrauen in die neue Verfassung schwächen, daß sie, statt die Leute von Kommunismus abzuhalten, «sie geradezu zwingen, in die Berge zu gehen (In die Berge gehen: gebräuchlicher Ausdruck für Leute, die sich der Neuen Volksarmee anschließen, E. A.) – wie zu Marcos' Zeiten.»⁷ Zudem verbiete die neue Verfassung ausdrücklich jede Art von zivilen Heimatverteidigungskräften und Privatarmeen.

Strategie des «Low Intensity Conflict»

Warum also unternimmt die Regierung nichts gegen die Vigilanten? Ist sie zu schwach, sich gegenüber dem Militär durchzusetzen? Die Antwort ist in dem oben zitierten Clark-Bericht der amerikanischen Menschenrechtler bereits gegeben. Regierung und Militär unternehmen nicht nur nichts gegen den Vigilanteterror, sie unterstützen ihn mehr oder weniger offen, weil sie in ihnen wirksame Waffen gegen den Kommunismus sehen. Regierung und Militär benutzen die Vigilanten, um das mit der sich rapide verschlechternden wirtschaftlichen Situation unzufriedene Volk in Schach zu halten. NAKASAKA, Alsa Masa, Tadtad und andere Vigilanteorganisationen, die seit dem Frühjahr 1986 überall auf den Philippinen wie Pilze aus dem Boden schießen, nehmen dem Militär die schmutzigste Arbeit ab, helfen ihm mindestens dabei. Auf eigene Rechnung, ohne Sold foltern und morden sie aus fanatischem Antikommunismus für Christus und die freie Welt. Es gibt zahlreiche Verbindungen zur Armee, zur örtlichen Militärführung wie zum Oberkommando in Manila. Der Stabschef der philippinischen Streitkräfte, General Fidel Ramos, unterhält ebenso enge Beziehungen zu den Vigilanten wie Verteidigungsminister Rafael Ilete, der öffentlich seine Unterstützung für Alsa Masa zugegeben hat. Der kürzlich ermordete Minister für lokale Behörden, Jaime Ferrer, hat gar vorgeschlagen, NAKASAKA als Modell einer Basisorganisation zu verstehen. Vigilanten und Armee führen gemeinsame Operationen durch: Patrouillen, Durchsuchungen, «Evakuierungen» der Zivilbevölkerung, Gefechte gegen NPA und MNLF. Die Vigilanten werden des weiteren von lokalen Geschäftsleuten und ortsansässigen multinationalen Konzernen unterstützt. Die regierungsnahen Medien verbreiten das Bild, es handle sich um zivile Selbstverteidigungsgruppen gegen kommunistische Übergriffe. Für Men-

⁵ Regional Convention of Basis Ecclesiastical Community – National Eucharistic Year, Statement on Armed Fanatical Groups, Kidapawan, Cotabato, 11. Juni 1987, abgedruckt in: Mindanao Human Rights Monitor, Vol. 2 No. 1, January–June 1987, S. 22.

⁷ Brief abgedruckt a.a.O. S. 23.

Von Privat zu verkaufen:

Gotischer Christus, 15. Jh., Größe 1,10 m. Sehr gut geeignet für Kirchengemeinden und Museen. Fr. 9950.–.

Sacrae Litaniae Varias. In gratiam Catholicorum. M.DCI (1601), 10 handkolorierte Miniaturbilder, 257 Seiten, Holzdeckel mit Leder überzogen und zwei Schließen. Gebrauchsspuren. Fr. 6000.–.

Johannes Bernhardt, Confutatio inepiti & impij Libelli F. August. Alveld. Franciscani Lipsici, pro D. M. Lutero. Titelblatt mit schöner Holzschnittbordüre von Lucas Cranach. Altersspuren. Wittenberg, Melchior Lotter, 1520. Ein seltener Druck dieser Schrift des aus Schllins in Vorarlberg stammenden Johannes Bernhardt. Fr. 6000.–.

Interessenten melden sich unter Chiffre 8719 bei der Inseratenannahme ORIENTIERUNG, Scheideggstraße 45, 8002 Zürich.

⁵ Statement of Concern, undatiert, abgedruckt in: Philippine Human Rights Update, a.a.O., S. 23f.

schenrechtsorganisationen wie die 1974 unter Marcos von der Vereinigung der Ordensoberen der Philippinen gegründete Task Force Detainees (TFD), für ökumenische Basisorganisationen wie die Mindanao Interfaith People's Conference (MIPC), für die Nationalistische Allianz für Gerechtigkeit, Frieden und Demokratie (NAJFD) stellen sich die Dinge genau umgekehrt dar.⁸ Die von der NAJFD herausgegebene Zeitung MINDA NOW bringt Vigilanten und Präsidentin in direkte Verbindung unter der Schlagzeile: «Corys ‹totaler Krieg› fordert hohen zivilen Blutzoll.»⁹

Der Clark-Bericht der US-Menschenrechtsdelegation stellt das Auftauchen der Vigilanten ebenfalls in den Kontext von Präsidentin Aquinos Krieserklärung an die Nationale Demokratische Front. Der Bericht arbeitet zugleich die Einbindung der Vigilanten in die aus der Reagan-Doktrin hervorgegangene US-amerikanische Strategie des Konflikts auf niedrigem Niveau (Low Intensity Conflict, LIC) heraus. Diese Strategie, die darauf zielt, den «internationalen Kommunismus in der Dritten Welt» zu bekämpfen und US-Interessen als die des «globalen Hüters von Freiheit und Demokratie» durchzusetzen, beinhaltet ökonomische, politische und militärische Komponenten, wobei letztere die Aufstellung paramilitärischer Einheiten einschließen. Durch als zivil getarnte Militärberater, CIA-Agenten, rechte US-Organisationen, der einheimischen Elite angehörende Wirtschafts-, Militär- und Medienleute werde auf ideologischem, politischem und militärischem Gebiet der Kampf gegen jede Art von Entkolonisierung und für die Vorherrschaft der USA geführt. «Im wesentlichen ist LIC die Methode, US-Interessen unter Verwendung von Surrogatkräften durchzusetzen, die es erlauben, daß nicht US-Truppen eingesetzt werden, um Krieg zu führen gegen die einheimische Bevölkerung, die für Freiheit von unserer Unterdrückung kämpft.»¹⁰

Solche Surrogatkräfte sind zum Beispiel die Vigilanten. Der Clark-Bericht benennt vielfältige Verbindungen. Als Masachef Oberstleutnant Calida erzählte der Delegation selbst, er habe ein Training bei einer Spezialtruppe der US-Armee für Aufstandsbekämpfung erhalten. Verteidigungsminister Iletto sagte dem Team, er wolle parallel und zusätzlich zu den Vigilanten zivile Selbstschutzstreitkräfte aufstellen. Bestandteil von LIC sind laut Bericht auch rechtsradikale US-Organisationen wie die Heritage Foundation, die Antikommunistische Weltliga, Sektenführer Sun Myung Moon's CAUSA International, der politische Arm seiner Vereinigungskirche, sowie andere Sekten, die auf den Philippinen allesamt umfangreiche Aktivitäten entfalten. Für Basisorganisationen wie Task Force Detainees, die regionalen Sekretariate der Basisgemeinden oder die ökumenische Mindanao Interfaith People's Conference ist LIC zu einem Schwerpunkt ihrer Aufklärungs- und Volksbildungsarbeit geworden. Zurzeit sind mehrere Forschungsprojekte über Vigilanten, religiöse Fanatiker und LIC im Gange.¹¹ Den philippinischen Basisleuten ist der Bericht der amerikanischen Menschenrechtsdelegation eine große Hilfe. Das Team von Ramsey Clark faßt seine Analysen über «Menschenrechte unter der Aquino-Administration» so zusammen:

«Kräfte, die durch eine wachsende rechte Vigilantebewegung repräsentiert werden, sind entschlossen, gewaltsam jene zu eliminieren, die auf einen fundamentalen Wandel der jetzigen ungerechten Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung aus sind. Viele aus dem philippinischen Militär und der Zivilregierung sind aktiv daran beteiligt, Vigilantekräfte zu organisieren und zu bewaffnen. Individuen aus den USA wie der pensionierte

General John K. Singlaub und Organisationen wie CAUSA International spielen eine führende Rolle beim Schüren antikommunistischer Gefühle. Der Schutz von US-Interessen ist der primäre Faktor, der zur Eskalation der Gewalt durch die Vigilanten geführt hat. Es ist offensichtlich, daß auf die gezielt und gezielt wird, die gegen die weitere Präsenz der US-Militärbasen opponieren und die die Arbeitsverhältnisse in US- und anderen multinationalen Konzernen kritisieren ... Die schon zu vielen von Vigilanten Getöteten stehen in direkter Beziehung zu den Versuchen der kleinen Minderheit der Mächtigen, ihre Privilegien aufrechtzuerhalten zu Lasten der Masse der Armen.»¹²

Edmund Arens, Frankfurt

¹² Clark-Report, zit. nach: Philippine Human Rights Update, a.a.O., S. 9.

Rom, 7. Oktober

Erster Bericht von der Bischofssynode über die Laien*

«Grundsätzlich geheim» sei die Bischofssynode, erklärte dem Sinn nach gestern der Vorsitzende des Informationskomitees, Kurienbischof *John Foley*, vor dem Plenum der Synode. Veranlaßt, wie er sagte, durch mehrere Interviews von «Synodenvätern» müsse er Nr. 20 des Synodenstatuts in Erinnerung rufen, wonach Verhandlungen, Abstimmungen, Vorbereitungsakten und besonders die Meinungsäußerungen der einzelnen «Väter» unter dem «Secretum» stünden.

Hierzu inzwischen befragte Synodalen geben ihr Erstaunen kund: Einer weist darauf hin, daß das Statut längst überholt und diesmal zum Beispiel das Vorbereitungspapier ja ausdrücklich vom Papst veröffentlicht worden seien (vgl. Orientierung vom 30.9.1987, S. 191–194). Ein anderer tippt mit dem Finger an den Kopf: «Bisher wurde in dieser Aula nichts gesagt, was man nicht ohnehin weiß oder doch anderswoher wissen könnte.» Unter Journalisten aber kursiert der Satz: «Weil hier von vorneherein nichts läuft und laufen soll, versucht man, dem Ganzen den Nimbus des Magischen zu geben.»

Gezielter Einsatz von Mißtrauen und Langeweile

Diese Reaktionen spiegelt ein doppeltes Malaise. Erstens wird auf dieser Synode, die – wenn man einigen Voten glauben darf – mehr Partizipation zwischen Hierarchie und Laien anstrebt, weiterhin das nachgerade notorische Mißtrauen gegenüber den Medienleuten gezüchtet. Zweitens wird alles getan, um die Synode so langweilig wie nur möglich erscheinen zu lassen. Zwar wird vom Pressesaal des Vatikans nicht wenig Papier bedruckt, es wird auch verdienstliche Übersetzungsarbeit geleistet, aber von den ohnehin knappen Kurzvoten werden lediglich abstrakte Zusammenfassungen geboten, in denen das Konkret-Narrative weggelassen ist. Der natürliche Weg, dem abzuhelfen, ist der persönliche Kontakt mit den Rednern. Aber heuer werden die Bischöfe noch strenger als früher abgeschirmt. Auf dem Platz, wo man sie vor und nach den Plenarversammlungen treffen und wo man ein Rendez-vous abmachen konnte, sind die Journalisten nicht mehr zugelassen. Nur ihrer fünf dürfen jeweils einmal zu Beginn einer Vollversammlung dabei sein, solange die «Väter» beten und singen ... Amerikaner, Kanadier und Brasilianer mögen zu Hause offenere Sitten haben; um hier in Rom etwas zu ändern, scheint aber niemand mehr etwas unternehmen zu wollen. Dem Vernehmen nach hat auch der gewählte «Rat» der Synode längst darauf verzichtet, Änderungen zum Ablauf und zur Geschäftsordnung der Synode zu beantragen: Die Vorschläge gerieten jeweils in die «kuriale Mühle» und, wie einer sich ausdrückte, der schon öfters dabei war, «am Ende kam eine negative Antwort heraus». Man muß sich also von der Illusion freimachen, dieser Rat, dessen Wahl jeweils als der autonomste Akt der Bischofssynode angesehen wird, verhandle direkt mit dem Papst: Die Kurie bleibt de facto

⁸ Vgl. deren Publikationsorgane: Mindanao Human Rights Monitor (TFD-Mindanao); Philippine Human Rights Update (TFD-national); MIPC Communications etc.

⁹ MINDA NOW Vol. IV No. 1, August 1987, S. 1.

¹⁰ Clark-Report, zit. nach MINDA NOW, a.a.O., S. 5.

¹¹ In Kürze erscheint beim Verlag der Claretiner als Nr. 13 der Serie NAGLILYAB (The Burning Bush) das Buch: Low Intensity Conflict: It's Implications to Philippine Life, Quezon City 1987.

dazwischengeschaltet. Zudem erlischt der das letzte Mal gewählte Rat, sobald die neue Synode zusammentritt. So hat der Papst, der außer während der Mittwochsaudienz an den Vollversammlungen persönlich, aber schweigend anwesend ist, während der Dauer der Synode nur die von ihm selber ernannten Leitungsgremien neben und um sich.

Während der Vollversammlungen kommen jeweils fünfzehn bis zwanzig «Väter» zu Wort. In der Abfolge der bischöflichen Voten ist aber keinerlei thematische, logische, geographische oder andere Ordnung zu erkennen oder beabsichtigt. Jeder ist frei, wann er sich einschreiben und welche Aspekte des Themas er berühren will. Diese Freiheit hat den Vorteil, daß auch Anliegen vorgetragen werden können, die in keinen «Raster» passen. Sie hat den Nachteil, daß gerade solch «nonkonforme» Voten folgenlos zu verpuffen drohen.

Und die Bedürfnisse der Gläubigen?

Eine Illustration zu diesem Phänomen konnten die Schweizer Journalisten an einem interessanten Pressegespräch am Sitz der Schweizergarde erleben. Da sprach nach den Delegierten der Bischofskonferenz, Msgr. *Gabriel Bullet* (Lausanne) und dem vom Papst ernannten Bischof *Eugenio Corecco* (Lugano), ein dritter Schweizer Bischof, der Kapuziner *Gabriel Balet*, der im Tschad wirkt. Er ging von der elementaren Tatsache aus, daß in diesem weiten Land die meisten Gemeinden nur einmal im Jahr einen Priester sehen und Eucharistie feiern können: «Wir versprechen diesen Menschen die «Mittel zum Heil», aber wir halten das Versprechen nicht, weil wir die Eucharistie auf einen einzigen Typ von Priester reduziert haben.» Ihm schweben deshalb «Teilzeitpriester» bzw. Laien vor, die «vor der Gemeinde verantwortlich sind und nicht vor einem Priester». Hier war also das Problem direkt vom *Bedürfnis der Gläubigen* und der Gemeindebildung her gestellt, eine Problemstellung, wie sie auch die Laienbegleiterin von Msgr. Bullet, Mme. *Marianne Almonte*, wünschte: «Partir des besoins!» Diese Art der Problemstellung wirkt aber im Chor der meisten übrigen Voten zur Laienfrage beinahe wie ein Mißton. Als dies aus der Reihe der Journalisten bemerkt wurde, reagierten denn auch die Bischöfe Bullet und Corecco prompt in dem Sinne, daß es hier um ein Konzept von «Priester ohne theologisches Studium» und/oder die «Zulassung der Frau zum Priestertum» gehe, beides Themen, die auf dieser Synode sicher *nicht* weiterverfolgt würden.

ORIENTIERUNG erscheint 2 x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 201 07 60
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber,
Josef Bruhin, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli,
Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Paul Konrad Kurz
(Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1987:

Schweiz: Fr. 38.- / Studierende Fr. 27.-
Deutschland: DM 47.- / Studierende DM 32.-
Österreich: öS 350.- / Studierende öS 240.-
Übrige Länder: sFr. 38.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 50.- / DM 60.- / öS 420.-
(Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnements in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.50 / DM 3.- / öS 22.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842 / Schweizerische Kreditanstalt
Zürich-Enge, Konto Nr. 0842-556967-61
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) Konto Nr. 6290-700
Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Dabei steht nun aber der Bischof aus dem Tschad in Wirklichkeit doch nicht so allein, wie es im Augenblick scheinen mochte. Im Plenum hatte bereits ein Bischof aus den Philippinen in ganz ähnlicher Weise gesprochen und auf die gewaltigen Dimensionen hingewiesen, die in diesem Inselreich und in Asien überhaupt zwischen den Gemeinden lägen, und wo eine einzige Pfarrei bis zu 100000 Gläubige umfassen könne. Dabei sprach dieser Bischof aber nicht nur im eigenen Namen, er verwies auf eine Verlautbarung der Gesamtasiatischen Bischofskonferenz (F.A.B.C.), die bereits vor zehn Jahren, 1977, in die gleiche Kerbe geschlagen hat. Der Gedanke, daß der Vorsteher für die Eucharistiefeier von der Gemeinde selber vorgeschlagen und aus ihrer Mitte genommen und vom Bischof durch Handauflegen bestätigt wird, liegt also durchaus in der Luft, und zwar nicht zuletzt, wenn davon die Rede ist, wie heute die Laien insgesamt auszubilden sind und mancherorts bereits ausgebildet werden.

Folgen eines dualistischen Wirklichkeitsverständnisses

Auf einem kleinen «Pro-Mundi-Vita-Gespräch» am Rand der Synode machte denn auch der bekannte flämische Laienführer *Van Istendael* auf die kulturgeschichtliche Seite des Problems Klerus/Laien aufmerksam, insofern diese Gegenüberstellung mit derjenigen von Gebildeten und Ungebildeten, ja Analphabeten zusammengefallen sei. Er wandte sich gleichzeitig gegen den Begriff von «heiligen», d.h. sakralisierten Diensten und Ämtern, die doch in Wirklichkeit alle nur Mittel seien. Nun spukt der Gegensatz heilig/profan parallel zu Kirche/Welt noch immer in vielen Köpfen. Aber wie Msgr. Bullet sagte, die «Versuchung zu solchen Dualismen wird mindestens erkannt». Wie der Eröffnungsreport des offiziellen Berichterstatters, Kardinal *Hyacinthe Thiandoum*, bewiesen habe, gehe es gerade darum, diese Versuchung zu überwinden. Sie ist allerdings nach einer Äußerung der amerikanischen Delegation, die schon zum voraus in der Zeitschrift «Amerika» (5. September) erschien, durch die «unglückliche» Unterscheidung von «Berufung» und «Sendung» der Laien in der Themastellung für die Synode erneut verstärkt worden. Das – vorgängig solchen Unterscheidungen – allen Christen Gemeinsame hat Kardinal Bernardin von Chicago durch die Bezeichnung «Co-Disciples» (alle sind Mitjünger Jesu) unterstrichen. Zugleich verteidigte er die Art, wie in den USA Bischöfe und Laien gemeinsam sozial-ethische Fragen erörtern, auch wenn dies den Dualisten nicht gefalle, die dann eben von «politisierenden Bischöfen» sprächen. Die Bischöfe der USA haben übrigens ihre Voten ausdrücklich untereinander abgesprochen und die Thematik aufgeteilt. So konnte Erzbischof *Rembergt G. Weakland* (Milwaukee) ein sehr bedeutendes Votum zur Stellung der Frau abgeben. Es ging weiter als das, was Frauen selber im ersten Laienhearing der Synode zu sagen wußten. Wir werden auf dieses Votum und andere, die in die gleiche Richtung zielten, zurückkommen.

Ludwig Kaufmann, z. Z. Rom

* Wegen des Todes von Mario von Galli und seines Gedenkens konnte die Berichterstattung erst während der Drucklegung dieser Nummer aufgenommen werden.

Korrigenda

In Nr. 18 vom 30. September 1987 ist uns auf S. 199 ein Druckfehler unterlaufen. Im Gedicht «Mein blaues Klavier» muß in der vierten Strophe, erste Zeile *Klaviatur* stehen. Die Strophe muß also lauten:

Zerbrochen ist die Klaviatur ...

Ich beweine die blaue Tote.

Wir bitten unsere Leser um Entschuldigung.

Red.